

Wie kann eine christliche Lebensform heute aussehen?

Günter Röhser

Wichtige Anregungen für den folgenden Vortrag habe ich durch ein unveröffentlichtes Manuskript von Bischof em. Dr. Hartmut Löwe (Überall Krisen – auch in der Kirche?, 2012) sowie durch die folgenden beiden Aufsätze erhalten:

Uwe Habenicht, Von minimalistisch bis Outdoor – Alles muss durchs Nadelöhr der Autonomie, Deutsches Pfarrerblatt 6/2018, 342-345

Christian Grethlein, Christsein als Lebensform – grundsätzliche Überlegungen, Zeitschrift für Theologie und Kirche 119 (2022), 414-426

Wie kann eine christliche Lebensform heute aussehen?

Das ist sicherlich eine Frage, die heute viele Menschen umtreibt, die mit Ernst Christsein praktizieren wollen oder sogar hoch engagiert in der Kirche mitarbeiten. Ich könnte es mir einfach machen und auf die gestellte Themafrage einfach antworten: Zu einer christlichen Lebensform gehört für mich der Glaube an den dreieinigen Gott, das persönliche Gebet und der Bezug zur Bibel sowie das Leben in einer christlichen Gemeinde, insbesondere die gemeinsame Feier unseres Glaubens im Gottesdienst, im Abendmahl, bei Gemeindefesten und anderen Gelegenheiten. Aber dann wäre mein Vortrag schnell zu Ende, und Sie wären umsonst hierher gekommen.

Eine Antwort auf die gestellte Frage muss vielmehr mit bedenken, welchen Schwierigkeiten und Herausforderungen sich Christsein heute bzw. eine christliche Lebensform (ich verwende beide Begriffe nahezu gleichbedeutend) gegenüber sieht, und sie darf die traditionellen Formulierungen – so wichtig und richtig sie sind – nicht einfach wiederholen, sondern muss sie zugespitzt auf die heutige Situation hin zum Ausdruck bringen. Oder anders gefragt: Wie kann Christsein heute eine lebensbestimmende Wirkung entfalten?

Dabei können sicherlich nur einige Aspekte zur Sprache kommen und müssten durch andere (im Gespräch) ergänzt werden.

Ich möchte mit einem Begriff beginnen, ohne den mir Christsein (heute und zu allen Zeiten) nicht beschreibbar zu sein scheint – was aber genauso auch für andere religiöse Gemeinschaften gilt: Es ist der Begriff „Verbindlichkeit“, und zwar in seiner doppelten Bedeutung von „freundlichem Entgegenkommen, Herstellen einer Verbindung“ und „Verpflichtung“ (hier natürlich ohne den finanziellen Aspekt).

Die inhaltliche Dimension verpflichtender kirchlicher „Lehre“ bleibt wichtig. Erkennbares Christsein ist nicht möglich ohne die Anerkennung und Zustimmung zu bestimmten Vorstellungen, Erzählungen und Glaubensaussagen von Gott, wie sie uns in der Bibel bezeugt und in der kirchlichen Überlieferung und Bekenntnisbildung weitergegeben worden sind. Hier liegt nun auch die einzige Stelle am heutigen Abend, an der ich evangelisches Profil erkennen lassen muss (ansonsten versuche ich

„ökumenisch“ zu reden): Was genau verbindlich ist und wie es formuliert werden kann, wird in der evangelischen Kirche nicht vom kirchlichen Lehramt bestimmt, sondern von diesem lediglich zum Ausdruck gebracht. Bestimmt und formuliert wird es durch den Konsens und das Gespräch der Gläubigen und der von ihnen beauftragten Personen auf der Basis des biblischen Zeugnisses. Das heißt, die Vielfalt der Möglichkeiten, kirchliche Lehre und (individuelle) Glaubensinhalte auszudrücken, zu interpretieren, fortzuschreiben, anders zu gewichten oder gar zu verändern, sind von vornherein größer und weiter. Anders ausgedrückt: Die theologische und ethische „Beweglichkeit“ und die daraus resultierenden Unterschiede unter den Evangelischen sind legitimerweise größer als etwa bei den Katholiken oder den Orthodoxen. Dass das nicht nur Vorteile hat, darüber wäre (ökumenisch) zu reden. Aber das ist heute nicht das Thema.

Neben der inhaltlichen sind aber die persönliche und die gemeinschaftliche Dimension für die lebensbestimmende Kraft von Christsein viel entscheidender. Denken wir an die Erzählung von den Emmausjüngern (Lk 24,13-35): Nicht die Schriftauslegung durch Jesus, sondern die Tischgemeinschaft mit ihm als dem Auferstandenen bringt den entscheidenden Durchbruch! Nur was bzw. wer mit mir verbunden ist und mit wem ich verbunden bin, kann mich im Leben tragen und bestimmen. Wir brauchen also eine verbindliche Gottesbeziehung und eine verbindliche Gemeinschaftsbeziehung (der Bindestrich soll den Doppelsinn des Wortes andeuten, weswegen es mir als Bezeichnung des Gemeinten besonders geeignet erscheint).

Fangen wir mit der Gottesbeziehung und den damit verbundenen Herausforderungen an:

Meine (und nicht nur meine) These lautet: Wir haben es heute weniger mit einer Kirchenkrise als mit einer Glaubens- und Gotteskrise zu tun. „Die modernen Lebensverhältnisse haben Gott aus dem Alltag verdrängt, ihn gleichsam unsichtbar gemacht. Nur neue Erfahrungen der uns Menschen auszeichnenden Transzendenz, Vergegenwärtigungen Gottes – auch im Modus der Klage über seine Abwesenheit – vermögen die Kirchen-, Glaubens- und Gotteskrise zu wenden“ (H. Löwe). Die Diagnose ist also ziemlich einfach. Sie lautet: Transzendenzverlust. Es schwindet zunehmend die Bereitschaft oder die Fähigkeit, überhaupt ernsthaft – und nicht nur esoterisch-diffus – mit einer unsichtbaren Wirklichkeit zu rechnen, die unser Leben bestimmt oder bestimmen will. Ursache sind die moderne Natur- und Lebenswissenschaft und ihre technologischen Revolutionen (wie Raumfahrt, Biotechnologie, Digitalisierung, Künstliche Intelligenz), die zunehmend unser aller Lebensgefühl (und bei vielen ihren gesamten Alltag) bestimmen. Ein großes Problem dabei ist das „anthropomorphe Gottesbild“ der Bibel und der kirchlichen Tradition („anthropomorph“ = menschengestaltig). Angesichts der unfassbaren Größe des Universums und der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Welt im Kleinen wie im Großen wirkt es vielfach nur noch naiv, wie wir in der Kirche von dem liebenden Vatergott, von seinen Kindern, von seinem Sohn und seinem Reich usw. reden. Wir müssen uns klarmachen: Es handelt sich hierbei um Vorstellungen, Bilder, Geschichten und Symbole, die nicht einfach nur nachgesprochen, sondern erschlossen werden müssen. Und: Gott bleibt trotz und in seiner Offenbarung ein

letztlich unfassbares Geheimnis. Als Christinnen und Christen sind wir zwar in erster Linie an das gewiesen, was in der Geschichte des Gottesvolkes, in der Geschichte Jesu Christi und im Leben der Kirche *von Gott erfahrbar* geworden (und nicht durch Spekulation gewonnen) ist. Durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus (als dem „Bild Gottes“; Kol 1,15) haben wir dazu einen einzigartigen Zugang gewonnen. Aber es bleibt dabei: Gott ist uns nur im Geheimnis zugänglich, nur im Geheimnis erfahrbar, als der gleichzeitig sich offenbarende und sich entziehende, rätselhafte Gott. Mir scheint die Attraktivität ostasiatischer Spiritualität und Religionsformen (wie z. B. im Taoismus oder Zen-Buddhismus) darin eine mögliche Erklärung zu finden, dass dort das „ewige Geheimnis“ in seiner Unverfügbarkeit, ja Unbeschreibbarkeit besser gewahrt zu sein scheint.

Eine zweite Schwierigkeit für Christsein in der Moderne kommt hinzu: Heutiges Christsein verträgt sich nicht mehr mit Belehrung und dogmatischen Setzungen. Es geht um das, was man „autonome Spiritualität“ genannt hat (U. Habenicht, im Anschluss an Matthias Kroeger). Alle Religion, alle Glaubensaussagen, alle Gottesvorstellungen müssen durch das Nadelöhr der Autonomie, der „Selbstbestimmung“. Der moderne Mensch kann nichts annehmen, was er nicht selbst geprüft, erfahren und für plausibel befunden hat (was nicht heißt, dass es tatsächlich plausibel ist!). Jedenfalls ist das in unseren westlichen Gesellschaften so, und dahinter wollen und sollen wir auch gar nicht zurück. Hinter die Aufklärung gibt es kein Zurück. Aber es ist deutlich, wie schwer es der Glaube angesichts des beschriebenen Transzendenzverlustes dabei hat. Hier stehen wir für unsere persönliche Frömmigkeit und die Weitergabe des Glaubens vor großen Herausforderungen. Welche Möglichkeiten und Formen gibt es, grundlegende Transzendenz- und Glaubenserfahrungen anzubahnen – und zwar um sie selbst zu machen als auch sie weiterzugeben? Ich nenne drei Bereiche, die es sich lohnt auszugestalten, weil sie solche Prozesse auslösen können: Erfahrungen in der Natur (Stichwort „Schöpfungsspiritualität“, ¹ Achtsamkeitsübungen), Kirchenmusik (im weitesten Sinne, z. B. Taizé-Lieder) und Beispiele lebendiger Spiritualität und lebendigen Glaubens. Nur die Begegnung mit „etwas Größerem“ und mit anderem Glauben kann neuen Glauben stiften.

Kommen wir nach der Gottesbeziehung zur Gemeinschaftsbeziehung, konkret: zur christlichen Gemeinde. Dazu machen wir einen kurzen Ausflug in die Exegese: Im Neuen Testament hat der Gemeindebegriff zwei Brennpunkte: die konkrete gottesdienstliche Versammlung als außeralltägliche Institution (1Kor 11,18), die Gruppenbezeichnung für alle Christusgläubigen (sehr schnell auch über die einzelne Gemeinde hinaus; 1Kor 14,23; 12,28; Mt 16,18).

Ersteres sorgt dafür, dass Gemeinde nie ohne sichtbare institutionelle Gestalt stattfindet (also nie nur ein bloßes unsichtbares geistliches Geschehen darstellt), Letzteres, dass sie immer mehr ist als eine bestimmte einzelne Versammlung oder Teilgruppe (Teilkirche), sondern das ganze Volk Gottes auf Erden. Man kann beides

¹ Lit.hinweis: Detlef Lienau, *Geerdet glauben. Christliche Naturspiritualität*, Göttingen 2025. – Vgl. auch den Bericht von Patrick Wolf „Jugend auf Sinnsuche. Landesjugendkonvent der Evangelischen Jugend in Bayern zu Himmelfahrt in Pappenheim“ im „Evangelischen Sonntagsblatt aus Bayern“, 141. Jahrgang (2025), Nummer 23, S. 4. „Erlebnisse sind wichtiger als Belehrungen“ (ebd.).

auch mit einem paulinischen Begriff zusammenfassen: In der Einzelgemeinde gewinnt die „neue *Schöpfung*“ konkrete Gestalt, sie und der/die Einzelne in ihr sind also immer auf etwas umfassend Größeres bezogen: die kommende Erneuerung der gesamten Welt durch Gott (Reich Gottes).

Ziehen wir nun die Schlussfolgerungen für unser Thema daraus:

1) Christsein ist nur in der Verbindung mit einer konkreten Gemeinde möglich (die nicht mit der Pfarreigemeinde identisch sein muss). Wohl ist der äthiopische Kämmerer nach Apg 8 von Philippus nicht in eine konkrete Gemeinde hinein getauft worden („er zog aber seine Straße fröhlich“), und wohl können gefangene Christen auch in der Isolation ihren Glauben bewahren (denken wir nur an Dietrich Bonhoeffers Briefe aus der Haft), aber beides kann nur ein Ausnahme- oder Übergangszustand sein. Gelebtes Christsein kommt immer von erfahrener Gemeinschaft her und geschieht immer auf zu erfahrende Gemeinschaft hin. Ob diese Gemeinschaft nun regelmäßig oder unregelmäßig passiert, ob fest oder eher locker verbunden, ob digital oder analog, ist dabei nicht entscheidend. Entscheidend ist, dass es eine Gemeinschaft im Namen Jesu ist und als solche erkennbar und erlebbar. Dafür gibt es viele Möglichkeiten – in jeder Gemeinde. Vorzüglicher (aber eben nicht alleiniger) Ort dieser Gemeinschaft ist und bleibt der Gottesdienst (in welcher Form und Gestalt auch immer) – verstanden nicht als Vortragsveranstaltung mit Publikum, sondern als gemeinsame Feier des gemeinsamen Glaubens (deswegen kommt es auch nicht nur auf eine gute Predigt an).

2) Christsein ist ökumenisch – oder es ist kein Christsein. Dies muss sich auch in festen Strukturen der Zusammenarbeit und Gemeinsamkeit mit anderen Christusgemeinschaften niederschlagen.

3) Christsein ist notwendig auf die gesamte Gesellschaft bezogen, allerdings in Gestalt gemeindlichen Engagements nicht auf alle Teile derselben gleichzeitig, sondern notwendig nur auf bestimmte ausgewählte Bereiche bezogen (milieuspezifisch, lebensweltbezogen) und „arbeitsteilig“. In Gestalt der Nächstenliebe – und obwohl es „Nächstenliebe“ heißt! – reicht es weit über die eigene Gemeinschaft hinaus (denken wir an den barmherzigen Samariter) und kann sich bis in die fernsten Länder erstrecken.

4) Christsein heute findet nicht nur in der Ortsgemeinde, also in bestimmten umgrenzten Bezirken, statt, sondern auch jenseits davon – an völlig anderen oder neuen Orten (Klöster, Akademien, Citykirche, Schulgemeinde, Jugendkirche, Kirchentage, Internet, Social Media). Die zentrale Erfahrung dabei ist diejenige der unterschiedslosen Zugehörigkeit zu Jesus Christus.

Allen vier Merkmalen gemeinsam ist: Es geht nicht nur darum, als Christ*in in einer konkreten Gemeinde zu leben, sondern gleichzeitig genauso darum, das Leben in konkreten Gemeinden zu übersteigen auf eine größere Gemeinschaft hin. Deswegen werden auch die überlokalen Institutionen und Organisationsformen immer wichtiger („regionalisierte und internationale Gemeinde“, „Kirche am anderen Ort“, „digitale Kirche“). Sich in den unterschiedlichsten übergreifenden Gemeinschaftsformen zu treffen oder/und zusammenzuschließen und dazu einzuladen, wird nicht nur durch

eine kleiner werdende Kirche und ihre Schrumpfungsprozesse erzwungen, sondern entspricht durchaus auch dem Wesen der Kirche.

Alles aber soll in der Autorität des bittenden Christus geschehen: Lasst euch versöhnen mit Gott! (2Kor 5,20) D. h. im Modus der Einladung im Namen Jesu Christi und mit Respekt vor der Freiheit der anderen Entscheidung in religiösen Dingen („autonome Spiritualität“). Und es hängt in keiner Weise von den Kirchenmitgliedschaftszahlen ab, sondern es ist in großen ebenso wie in kleinen Gruppen und Kreisen möglich und lebbar.

In alledem erweist sich Christsein als eine bestimmte geprägte und verbindliche „Lebensform“ (engl. „way of life“). Das heißt auch, es hat eine bestimmte, erkennbare Gestalt und ist von anderen Lebensformen deutlich unterschieden. Christsein als Lebensform kann man vielleicht dadurch am besten zusammenfassen und im Sinne des Gesagten profilieren, dass man es mit anderen (heutigen) Lebensformen vergleicht. Christian Grethlein, der den Begriff „Lebensform“ ins Gespräch gebracht hat, hat der christlichen Lebensform den *homo faber*, den *homo oeconomicus* und den *homo simultans* gegenübergestellt.

Der *homo faber* ist der rationale Techniker. Er verweigert sich jeglicher Transzendenz (ganz im Sinne meiner obigen These von der Gotteskrise); auch für Kunst und Schönheit allgemein hat er kein besonderes Empfinden. Er hält die Welt für durchschaubar und manipulierbar; er möchte sie durch Technik beherrschen.

Der *homo oeconomicus* ist der Egoist, der immer auf seinen eigenen Nutzen und den maximalen Gewinn aus ist. Er ist der kalte Rechner; Nächstenliebe ist ihm suspekt oder allenfalls Mittel zum Zweck.

Der *homo simultans* kennt keine Verbindlichkeiten, sondern Flexibilität ist sein oberstes Gebot. Für alles Neue ist er zu haben; er ist ständig erreichbar, im Netz zu Hause, macht alles gleichzeitig und will immer mehr, und das immer schneller und effektiver, bis zur totalen Erschöpfung.

In Reinform dürften diese Lebensformen Gott sei Dank nur selten vorkommen, und auch die christliche Lebensform hat etwas von allen dreien: Sie nutzt Technik, sie geht mit Geld und Besitz um, sie ist im Internet unterwegs und entzieht sich den Herausforderungen der modernen Lebenswelt (und namentlich der Digitalisierung) nicht.

Aber doch relativiert sie alle diese Lebensformen auf eine entscheidende Weise, indem sie sie auf größere Zusammenhänge bezieht. An die Stelle der technisch-rationalen Beherrschung der Welt setzt sie eine Haltung des Empfangens von Gottes guten Schöpfungsgaben. Dem Besitzdenken setzt sie Ps 24,1 entgegen: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“. Der Mensch ist lediglich zum Verwalter der Erde berufen und hat seinen Besitz mit anderen zu teilen (Solidaritätsprinzip, Gebot der Nächstenliebe). Den Simultan-Menschen verweist sie auf den Geschenkcharakter des Lebens und verheißt ihm statt Geschwindigkeit und Unverbindlichkeit Gelassenheit und Festigkeit im Glauben. Die Motivation zum Handeln erwächst ihr aus der Dankbarkeit für das Geschenk des Lebens und nicht aus der Angst, etwas zu versäumen.

Abschließend ist festzuhalten, dass diese christliche Lebensform nicht nur höchste Aktualität, sondern auch höchste Attraktivität für den heutigen Menschen besitzt. Allen kirchlichen Untergangsszenarien und schwindenden Mitgliederzahlen zum Trotz ist das genau die Antwort und die Botschaft, die die Welt in den gegenwärtigen und zukünftigen Krisen braucht. Und viele *homines fabri, oeconomici* und *simultanes* ahnen auch längst, dass es so nicht weitergeht und das Christsein als Lebensform die Lösung sein könnte. Wir müssten sie nur besser und lauter artikulieren und einladender vermitteln.

Jedenfalls gilt: Austreten ist keine Lösung. Wir können nicht aus uns selber austreten. Wir können Kirche nur bauen und die christliche Lebensform nur vermitteln, wenn wir sie selber leben und selber Kirche sind. Nur so besteht auch eine Chance, die tiefe Vertrauenskrise, in der die Kirchen sich befinden (Stichworte sind „Missbrauchsskandal“ und „Reformstau“), zu überwinden. Sie lässt sich aber nur überwinden, wenn gleichzeitig auch die tiefere Krise, die Glaubens- und Gotteskrise, gesehen und angegangen wird. Ja, das scheint mir überhaupt die Voraussetzung für alles Weitere zu sein. Und hier hilft neben allem anderen das Reden – über den Glauben und über Gott. Das Glaubensgespräch in der Gemeinde und mit anderen, auch wenn es alleine nicht ausreicht, ist von elementarer Bedeutung. Dieser Vortrag will ein Anstoß dazu sein.